

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 9

Artikel: Hinter der blauen Ferne : Abenteuer eines Schweizers in fünf Kontinenten (1911-1926) [Schluss]
Autor: Brändli, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HINTER DER BLAUEN FERNE

Abenteuer eines Schweizers in fünf Kontinenten (1911—1926)

Von Karl Brändli. Illustriert von H. Schöllhorn

Das ist der Schluss der wahrheitsgetreuen Erzählung eines Schweizers, der als Vagabund, als Matrose, als Arbeiter in hundert Berufen 15 Jahre lang die ganze Welt durchzog. Abenteuerlust hat ihn veranlasst, als 17jähriger Lehrling von zu Hause durchzubrennen. Im letzten Kapitel hat er uns erzählt, wie er als Kapitän eines kleinen Flussdampfers auf dem Amazonasstrom ein herrliches Leben führte, bis ihn das Fieber zwang, seine Tätigkeit aufzugeben. — Nun berichtet er, wie er sich — ohne dafür zu bezahlen — eine Nachkur leistet.

Sommerferien — gratis

Nach der langen Fieberkrankheit hatte ich das Bedürfnis, eine gründliche Nachkur zu machen, nur durfte die Sache natürlich nichts kosten. Runian River schien mir zu einer solchen Kur der gegebene Ort, in den ganzen Staaten kann man nirgends so schöne Spaziergänge machen wie dort. Ich schloss also mit dem führenden Sommerhotel des Ortes einen Vertrag als Autowascher für drei Monate ab. Dabei spekulierte ich darauf, dass nach sechs Wochen die Hauptsaison vorbei sei, ich also reichlich freie Zeit zur Verfügung hätte, um mich zu pflegen.

Der Schuss ging aber beinahe hinten hinaus. Als es nicht mehr viele Autos zum Reinigen gab, steckte man mich vertragswidrig in die Küche als Geschirrwascher. Aber auch dort war nicht mehr viel zu tun, und wenn ich sehr pressierte,

konnte ich jeden Tag einige Stunden erübrigen für meinen Erholungs-Spaziergang. Das ärgerte den Chef-Koch, und wie ich eines Tages mit einer Zigarette im Munde die Küche verliess, nannte er mich einen dirty loafer, einen schmutzigen Taugenichts. Ich wies ihn zurecht. Daraufhin nimmt er ein Wallbrett und will es mir auf den Kopf schlagen. Ich nicht faul, packe ihn am Kragen und werfe ihn in eine Teigmulde, sodass ihm Kopf und Gesicht komplett verpappt wurden.

Daraufhin lebten wir wieder einige Tage in Frieden, dann fing er von neuem an, mich zu schikanieren. Ich merkte aber bald den Pfeffer: Er ging darauf aus, mich hinaus zu ekeln, um sich beim Boss, beim Besitzer, einen Stein ins Brett zu setzen. Die Saison war eben vorbei, und man wäre mich deshalb gern los gewesen. War ich aber in der strengen Zeit geblieben, so wollte ich auch von der flauen Zeit profitieren.

Wie nun der Koch wieder Streit anfangen wollte, nahm ich die ganzen 190 Pfund mit beiden Armen um die Taille und sagte zu ihm, ganz ruhig :

« Now listen, wenn du dir noch das Geringste gegen mich herausnimmst, so setze ich dich, so wie du bist, auf den heissen Rost. »

Daraufhin wurde er klein und hässlich, und er liess mich von da an in Ruhe. Ich erreichte so, dass ich bis zum Ablauf meines Vertrages in Runian River bleiben konnte. Auf diese Weise verschaffte ich mir ohne Kosten einen sehr angenehmen Kuraufenthalt.

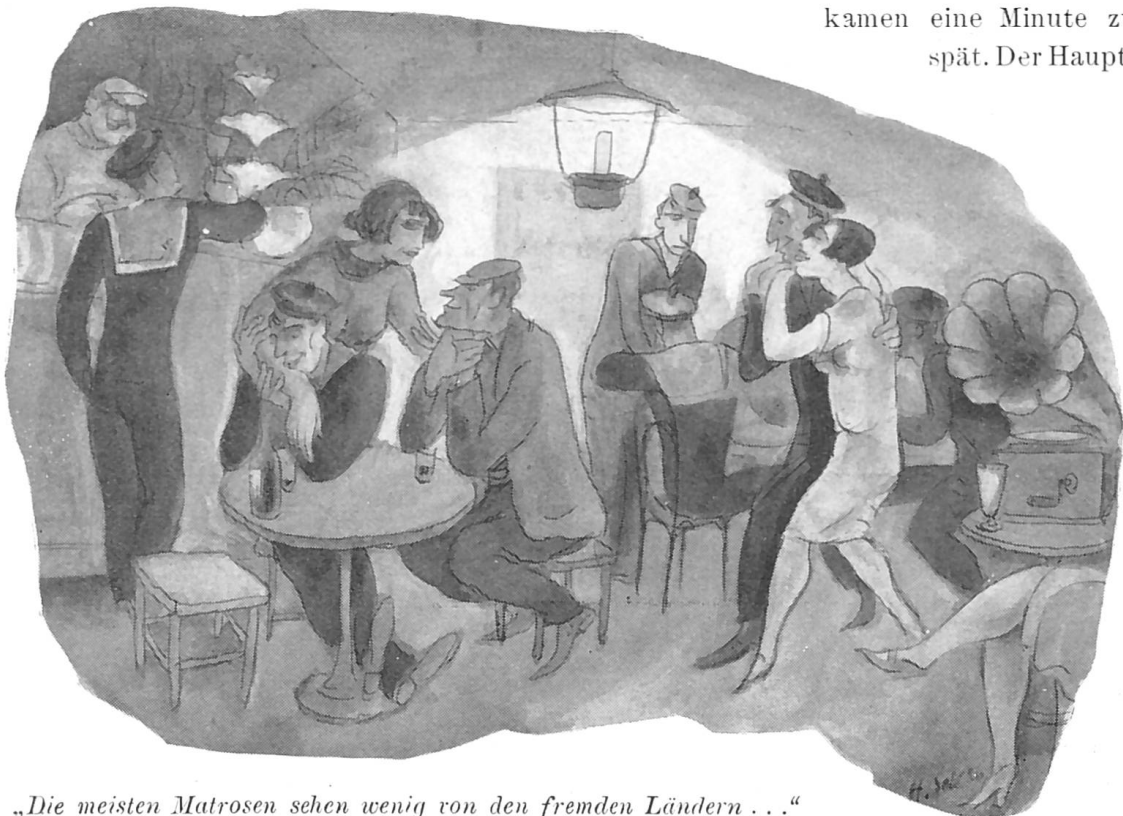
Freiheit, die ich meine

Amerika war mir aber verleidet. Der Chauvinismus, der das ganze Land verseuchte, gab mir auf die Nerven. Alle

deutschen Fremdwörter z. B. waren abgeschafft worden, statt Sauerkraut hiess es nun liberty cabbage und statt Wienerli liberty sausages, Freiheitswürste. Ich bin zuviel in der Welt herumgekommen, um nationalen Eigendünkel ruhig ertragen zu können. Um der militaristischen Atmosphäre zu entgehen, liess ich mich aufs neue auf ein Boot anwerben und fuhr nach Südamerika und später nach Australien.

Ich musste aber bald sehen, dass der Militärfanatismus die ganze Welt verpestete, und sogar Jahre nachher, als ich in die Schweiz zurückkehrte, bekam ich dessen Auswirkung zu spüren : Als ich nach fünfzehnjähriger Abwesenheit in meine Heimat zurückkehrte, bekam ich nämlich einen Befehl, mich beim Militär zu stellen. Es waren etwa 150 Mann dort.

Unser drei Auslandschweizer kamen eine Minute zu spät. Der Haupt-



„Die meisten Matrosen sehen wenig von den fremden Ländern . . .“

mann liess uns separat antreten und teilte uns dann mit: «Sie sind achtzig Sekunden zu spät gekommen, gehen Sie nun nach Hause und kommen Sie morgen wieder.»

Ich erklärte dem Manne, dass ich zur festgesetzten Zeit im Kasernenhof gewesen sei, da ich aber als Auslandschweizer mit der Oertlichkeit nicht vertraut gewesen sei, habe ich etwa vier Minuten gebraucht, um den eigentlichen Versammlungsort zu finden.

«Dumms chaibe Züg, ich will Sie schon an militärische Pünktlichkeit gewöhnen, Sie gehen jetzt heim und kommen morgen wieder, Sie sind entlassen.»

Was zuviel ist, ist zuviel.

«Sie sind wahrscheinlich Ihrer Lebtag nie über Bülach hinausgekommen, sonst hätten Sie mehr Anstand, uns erwachsene Bürger wie Schulbuben zu behandeln.»

Der Mann wollte mich daraufhin sofort ins Cachot werfen:

«Sie stehen unter Militärgesetz», meinte er, «und was Sie sich da leisten, ist Auflehnung gegen einen Vorgesetzten.»

«Scheint's nicht», meinte ich kühl, «ich stehe nicht unter Militärgesetz, Sie haben mich ja selbst vor einer Minute entlassen.»

Ich habe zu manchmal gehört, wie nach der Entlassung Matrosen einem verhassten Schiffsoffizier alle Schande sagten, um zu wissen, dass da nichts zu machen ist.

Am andern Tage waren wir natürlich zur Zeit zur Stelle, wer aber fünfundzwanzig Minuten zu spät kam, war der Herr Hauptmann.

*

A n d e r e S t ä d t c h e n , a n d e r e M ä d c h e n . . .

Australien machte mir einen sehr guten Eindruck. Das Klima ist sehr angenehm, und was mir vor allem gefiel, war das billige Fleisch. Die Australier sind angenehme Leute, aber furchtbare Kirchenfanatiker, «Church-Members», besonders die Neuseeländer. Wenn man an einem Sonntag fremd in Oakland ist, weiss man wirklich nicht, wie man die Zeit totschiagen kann. Sogar die Tram fahren nicht, um den Sonntagsgeist nicht zu entheiligen, und alle Restaurants sind geschlossen.

In Australien verdiente ich schön Geld. Wahrscheinlich wäre ich noch länger dort geblieben, wenn man mich nicht hätte zwingen wollen, den Krieg mitzumachen. Ich nahm deshalb abermals Heuergeld und fuhr nach Japan. In Nagasaki hatten wir zwei Tage Aufenthalt, um Kohlen einzunehmen. So schöne Gärten habe ich noch nirgends gesehen wie die dortigen Teegärten. Die Quaianlagen in Zürich sind kunstlose Steppen, verglichen mit den japanischen Gärten. So gut gefiel es mir in Nagasaki, dass ich absichtlich die Abfahrt meines Schiffes verpasste. Natürlich musste ich wieder den meisten Lohn zurücklassen und war deshalb gezwungen, sofort Arbeit anzunehmen, ich hatte kaum 30 Franken im Sacke.

In der Nähe des Hafens sah ich, wie ein kleines Zollhäuschen gebaut wurde. Ich ging zu dem Boss, einem Engländer, den ich für den Baumeister hielt, und sagte zu ihm:

«How do you do, got any work for me?»

Der sah mich erstaunt an. Es ist dort

nicht üblich, dass sich Europäer für solche Arbeit anbieten.

« Well », sagte er, « verstehen Sie denn etwas von der Arbeit? » « You, bet » antwortete ich, « das will ich glauben, ich bin doch gelernter Maurer, ich war eben in Australien in der Branche tätig! »

— « Könnten Sie die Arbeit überwachen, verstehen Sie etwas von Plänen? »

— « Sowieso! »

« Allright, Sie sind hier als Vorarbeiter eingestellt! »

Das waren herrliche Zeiten. Ich verdiente 180 Jen. Das war ein schöner Lohn, und ich hatte wenig zu arbeiten, d. h. ich musste nur sehen, dass gearbeitet wurde. Mit den japanischen Arbeitern verständigte ich mich durch Zeichen. Am Morgen, wenn ich kam, sagte ich: « Ohie d. h. « Guten Tag » und am Abend « Seynara » d. h. « Guten Abend », das war alles.

Natürlich lebte ich nicht im europäischen Stadtteil, wo man Luxuspreise bezahlt, sondern im Japanerviertel. Ich mietete bei einem alten Japaner ein Zimmer. Mit dem Zimmer war auch ein Mädchen inbegriffen, das als vorübergehende Frau mit mir lebte. Sie war eine kleine schöne Japanerin, welche für mich kochte und mir die Haushaltung machte,

während ich Zimmer und Lebensmittel bezahlte. Die Häuser dort haben keine verschliessbaren Türen. Alles ist offen, und die Innenwände sind ganz dünn. Gestohlen wird aber gar nichts.

Die Japanerin kochte sehr gut, aber etwas einseitig. Fast jeden Tag gab es Reis und immer wieder Reis. Ich versuchte natürlich auch, mit Stecken zu essen, der Reis fiel mir aber immer wieder herunter, sodass ich mir schliesslich Gabel und Löffel kaufen musste. Betten hatten wir keine, nur Matratzen, die man auf den Boden legt. Mein Kopfkissen war rund wie eine Mortadella. Meine Frau legte ihren Kopf auf ein anderes Kopfkissen, das aussah wie eine Art Schlachtbank mit einer Höhlung in der Mitte, in die sie den Kopf hineinstecken konnte. Das ist deshalb, damit sich die Frauen nicht ihre komplizierten Frisuren jeden Tag neu machen müssen.

Als mir der Reis verleidet war, kochte sie mir eine Art Tintenfische. Das war



„Andere Städtchen, andere Mädchen...“

ihre Spezialität. Tintenfische geben Kraft. Ich ersparte mir bei dem billigen Leben schön Geld. Meinem Mädchen kaufte ich einen wunderbaren gestickten Kimono und mir selber ein Teeservice, das mir dann leider später in China gestohlen wurde.

Wäre ich nur in Japan geblieben, ich wäre heute als Maurermeister nach dem Erdbeben ein gemachter Mann. Aber nach drei Monaten packte mich wieder die verdamnte Wanderlust.

Wie ich zufällig am Hafen spaziere, ruft mir jemand zu :

«Hallo, Karl, was machst du hier, auf welchem Boot bist du ? »

Es war ein alter Kollege von mir, ein Russe, mit dem ich gemeinsam nach Manila gefahren war.

— «Ich bin auf keinem Boot», sagte ich.

— «Dann komm zu uns, wir fahren morgen nach Schanghai und brauchen zwei Mann, es sind zwei krank geworden.»

In China habe ich dann gar nichts gearbeitet, sondern bin herumgelumpt, solange das Geld reichte.

Als ich in Schanghai ankam, besass ich 300 Dollars. Natürlich lebte ich, wie ich es immer mache, wenn ich irgendwohin komme, im Anfang in Saus und Braus. Stets gehe ich nur in die feinsten Restaurants und werde so rasch bekannt. Dann gehe ich in immer schlechtere und schlechtere Lokale, bis ich schliesslich in den elendesten Unterschlupfen lande.

China ist ein sehr interessantes Land, aber ziemlich schmutzig, und die Bevölkerung ist ausserordentlich arm. Die chinesische Küche ist ausgezeichnet. Deshalb gibt es ja auch in Amerika, vor

allem in Californien so viele chinesische Restaurants. Die reichen Leute an der Goldküste verwenden meistens Chinesen als Köche. In China werden vor allem Spezialplatten gegessen. Die reichen Chinesen essen viele Stunden lang, wie sie auch tagelang ununterbrochen im Theater sitzen.

Ich reiste noch etwas in China umher und kam dann nachher wieder nach Schanghai zurück. Auch dort lebte ich natürlich mit einer Chinesin. Die Chinesinnen sind ausserordentlich treu. Als ich ganz auf dem Hund war, ging das Mädchen oft auf den Markt und stahl Fische für mich, sodass wir wenigstens doch etwas zu essen hatten.

Zuletzt raffte ich mich aber wieder auf und liess mich aufs neue anwerben, und zwar auf ein Boot, das nach St. Francisco fuhr.

B u r e a u k r a t i e

Auch während des Krieges hatte ich nie Schwierigkeit, von einem Land ins andere zu reisen. Ich besitze Pässe — nicht gewöhnliche Pässe, sondern Seemannspässe — aus fünf verschiedenen Staaten. Immerhin möchte ich bei dieser Gelegenheit bemerken, dass mich alle fünf zusammen nicht so viel Zeit und Aerger gekostet haben wie derjenige des Landes, dessen Bürger ich bin. Zuerst musste ich aufs Stadthaus, dann aufs Kreiskommando, dann wieder aufs Stadthaus, dann in ein anderes Bureau im Stadthaus, hernach in ein drittes Bureau, darauf in ein Gerichtsgebäude, das ungefähr eine halbe Stunde entfernt ist und nachher noch zu zwei weitem Instanzen. Ueberall musste ich natürlich lange warten, sodass ich im ganzen einen Tag verlor. Schliesslich lief mir aber die Galle über.

« — Glauben Sie nicht », sagte ich zum Schreiber im letzten Bureau, « dass es eine Schande ist, wie man mit der Zeit der Bürger in diesem Kanton umgeht? Der Pass ist an sich teuer genug. Wenn man den Betrieb vereinfachen würde, könnte man dieses Geld ersparen; aber natürlich, dann könnten Sie Ihre dicken Zigarren nicht mehr rauchen! Ausserdem verteuert sich jeder Pass um noch etwa 16 Franken, wenn man die Arbeitsstunde mit nur Fr. 2 berechnet. »

Hat der Matrose Geld,
so hat's die ganze Welt

Von Frisco fuhr ich gleich weiter nach Chile, und zwar mit einer Ladung Holz. Ein Kollege von mir, ein Norweger, genannt der Stavanger, sein richtiger Name war Petersen — hatte 5000 Pesos, also beinahe 10,000 Franken in der Lotterie gewonnen.

« Karl, » sagte er zu mir, « was soll ich auch mit dem vielen Geld anfangen, du musst mir helfen, es zu verbrauchen. »

« Sei nicht so dumm, leg's doch in eine Bank, du wirst einmal froh drum sein. »

« Wenn du nicht hilfst, so hilft ein anderer », meinte aber dann der Stavanger Peter.

Und da mir dies Argument einleuchtete, machte ich mit.

Wir gingen zuerst über die Kordilleren nach Argentinien. Dort kauften wir uns schönes Geschirr und ritten drei Monate im Lande umher. Dort geht nämlich kein anständiger Mensch zu Fuss. Wir sagten zu den Leuten auf den einsamen Estancias: « Wir sind Geologen, welche nach Petrol suchen », und alle glaubten es uns ohne weiteres und gewährten uns das

grösste Gastrecht. Wenn wir unterwegs Hunger hatten, holten wir uns einfach ein fettes Schaf aus einer Herde, schlachteten und brieten es. Fleisch hat dort gar keinen Wert, die Eigentümer hatten deshalb nichts dagegen, so lange man nur die Haut sorgfältig abzog. Es ist unglaublich, wieviel Fleisch in Argentinien gegessen wird. Das war etwas nach meinem Geschmack; denn ich bin alles andere als ein Vegetarier. Die Gauchos, das sind die dortigen Cow-Boys, braten riesige Stücke, nehmen sie zwischen die Zähne und schneiden erst dann mit einem haarscharfen Messer eine Tranche ab. Das Messer saust direkt beim Gesicht vorbei, und ich habe mich oft gewundert, dass nie ein Stück von der Nase mit abgeschnitten wurde.

Trotzdem wir ein herrliches Leben führten, hatten wir verhältnismässig wenig Ausgaben. Nachher aber, in Buenos-Aires, verbrauchten wir den ganzen Rest des Gewinnes, sodass wir wieder Heuergeld nehmen mussten.

Buenos-Aires ist eine wunderbare Stadt, man kann sich dort herrlich amüsieren. Wenn wir in unseren neuen tip-top Anzügen in eines der erstklassigen Cafés gingen — Tische und Stühle sind dort wie in Paris im Freien aufgestellt — dann machten wir auch im Handumdrehen die nötigen Damenbekanntschaften. Der Stavanger konnte keiner Frau widerstehen, wenn ihn eine anlachte, flog ihm das Geld zum Sacke heraus.

« Chière beber algo? » « Wünschen Sie etwas zu trinken? » frug er, und natürlich sagten die Damen nie nein. Aus dem Glase wurde dann ein grossartiges Dîner. Nachher ging's in einer Luxus-Limusine auf den Ponte da Sugar und

zuletzt in ein erstklassiges Hotel mit Palmen-Foyer und Portiers mit Tressen, welche jeden Oberstdivisionär in den Schatten stellen würden.

Aber so geht es immer. Der Matrose kann kein Geld behalten. Ich selber habe bei andern Gelegenheiten oft 200 Franken an einem einzigen Abend verbraucht.

Das kommt vor allem von dem ewigen Runden-Zahlen. Alle Gäste, die in der Wirtschaft sind, werden freigehalten. Diese Inhaber der Matrosenkneipen verdienen ein Vermögen. Ich habe einen Kollegen gekannt, einen Franzosen, der vertrank in einer einzigen Hafenkneipe in vier aufeinanderfolgenden Abenden volle 1000 Franken. Am fünften Abend kam er wieder in die gleiche Kneipe ohne einen Rappen Geld und bat den Wirt um einen Drink. Wenn ein Mann vier Tage hindurch getrunken hat, kann er natürlich am fünften nicht plötzlich aufhören. Dieser Aussauger von Wirt hatte aber die Schamlosigkeit, den Mann hinauszweisen, mit der Bemerkung:

« Das ist keine Wohltätigkeitsanstalt, hier wird nichts gratis abgegeben », nachdem er sicher 600—700 Franken netto verdient hatte.

Die meisten Seeleute sehen deshalb eigentlich gar nichts von den Ländern, welche sie besuchen; sie kommen gewöhnlich nur 2—3 Hafenwirtschaften weit.

Was ihnen die Wirte nicht abnehmen, das wird ihnen von den Weibern abgeloct. Vor allem St. Francisco war früher ein ganz schlimmer Platz.

Einem Kollegen von mir, einem Holländer, ging es dort ganz schlecht. Er machte im Rausche die Bekanntschaft eines Mädchens. Als er am andern Tag erwacht,

liegt er im Bett neben einem stämmigen Neger, der ihn breit angrinst. Seine Brieftasche aber war verschwunden. Das Frauenzimmer hatte den Mann nämlich gar nicht auf ihr eigenes Zimmer genommen, sondern, nachdem sie ihn ausgeraubt hatte, rief sie einem zufällig anwesenden Neger zu:

« Would you like to earn two Dollars ? », « Möchtest Du zwei Dollars im Schläfe verdienen ? »

« Suttinly Ma'am, thats what I likes nothing else but ! », « Nichts ist mir lieber. »

— « Dann lasse diesen Betrunknen für eine Nacht bei dir schlafen ! »

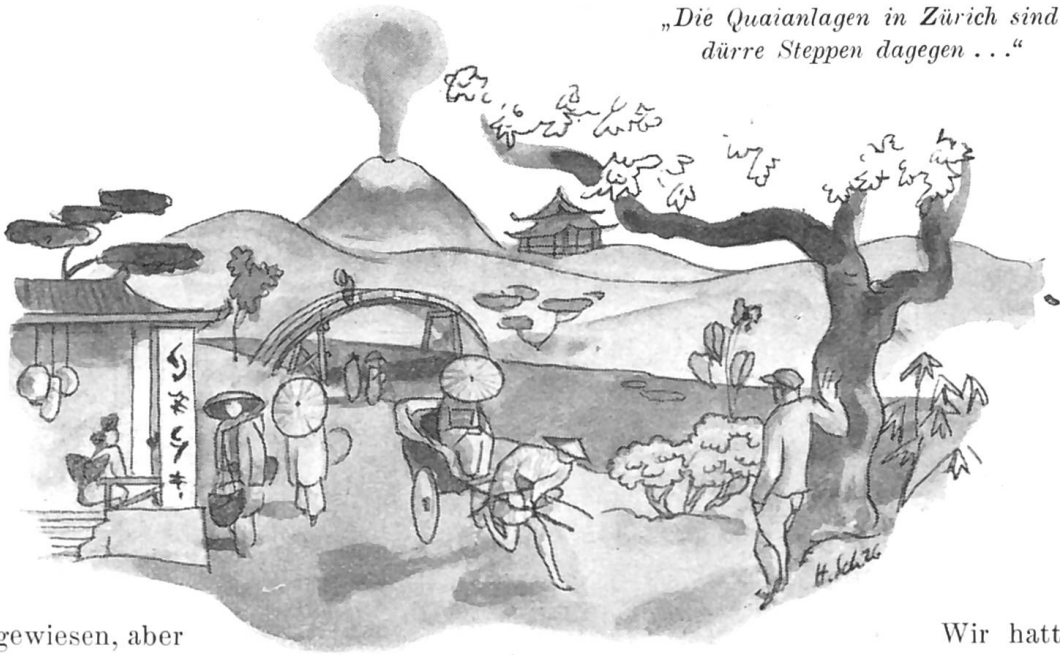
Der Neger war ein gutartiger Kerl, und ausserdem bot sich hier eine Gelegenheit, zwei Dollars ohne Arbeit zu verdienen. Er war also ohne weiteres damit einverstanden. Das Mädchen aber « schlug sich (mit der Brieftasche) seitwärts in die Büsche ». Als dann der arme Teufel sein Elend auf dem nächsten Polizeiposten klagte, wurde er noch ausgelacht.

E l s a L a v o n

Man muss aber begreifen, warum die Matrosen den Frauen so leicht in die Hände fallen. Ein Matrose verdient heutzutage nicht mehr genug, um heiraten zu können. Es ist nicht mehr wie früher auf den alten holländischen Schiffen, als Matrose ein geachteter und gut bezahlter Beruf war, als die meisten Matrosen Frau und Kind hatten und die Frauen monatlich den Lohn des Mannes auf der Reederei abholen konnten.

Der Matrosenberuf ist heute verhältnismässig schlecht bezahlt und der Matrose keine angesehene Person. Die meisten sind deshalb auf irgend ein Verhältnis

„Die Quaianlagen in Zürich sind
dürre Steppen dagegen . . .“



angewiesen, aber mit wirklich anständigen Frauen kommen sie wenig in Berührung. Warum: Ein rechtes Mädchen hat kein Interesse, sich mit einem Mann einzulassen, der mit Sicherheit nach drei oder vier Wochen wieder weiterfährt.

« When I start really to love you, you are sailing away ! » « Wenn ich beginne, dich richtig gern zu bekommen, gehst du weiter », sagte mir eine Freundin Elsa Lavon in Melbourne. Wir dockten dort fünf Wochen. Ihr Bruder war Matrose auf einem amerikanischen Kriegsschiff, das neben uns ankerte. Sie besichtigte dieses Schiff und nachher in Begleitung ihres Bruders unser Schiff, und so lernten wir uns kennen. In andern Erdteilen — abgesehen von den Staaten — sind die Mädchen nicht so zurückhaltend und eingebildet wie bei uns. Sie zeigte mir die ganze Stadt, und am Abend gingen wir ins Theater. Es wurde ein richtiges Highbrow-Stück gegeben, irgend eine literarische Sache, die mich zum Gähnen brachte; aber ihr zuliebe blieb ich.

Wir hatten
schöne Zeiten zusammen.

Aber nach fünf Wochen fuhr das Schiff nach Japan. Ich sah Elsa Lavon noch zweimal, immer mit einem Zwischenraum von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Jahren. Aber das zweite Mal gefiel sie mir nicht mehr so gut. Ihre Gesichtszüge waren gröber geworden. Ich glaube, sie hatte eine Freundschaft mit einem Bankbeamten.

Manchmal kommt es auch vor, dass ein Matrose in einer Hafenstadt von richtiger Liebe zu einem Mädchen befallen wird, die See verlässt und als Hafenarbeiter für immer dort bleibt. In vielen Fällen verheiraten sich Matrosen auf diese Weise in exotischen Häfen mit eingebornen Frauen. Die meisten aber begnügen sich mit vorübergehenden Bekanntschaften.

« Every girl she likes a sailor » heisst das Sprichwort, « Jedes Mädchen wünscht sich einen Matrosen. » Das war früher so. Heute gilt das nicht mehr, und die Matrosen sind im allgemeinen auf eine geringe Klasse Mädchen angewiesen.

« A sailor got a wife in every port, » sagt man, aber selten allein, denn — — und das ist die Kehrseite der Medaille — : « A seaman's wife got a man in every ship. »

Es ist ein kompletter Unsinn, wenn man immer erzählt, es sei in Hafenvierteln lebensgefährlich. Ich war in den Hafenkneipen und Spelunken von fünf Kontinenten und bin nicht ein einziges Mal überfallen worden. Das mag teilweise daher kommen, dass ich ziemlich gross bin: denn kleinere Leute werden natürlich eher angegriffen. Im allgemeinen werden aber nur solche Personen überfallen, welche entweder betrunken sind oder welche öffentlich mit ihrem Gelde blaguiieren. Man muss nie zeigen, dass man Geld hat. Krach gibt's selbstverständlich häufig: aber das ist ja nicht lebensgefährlich.

Unterhalten kann man sich schon in den Hafenvierteln, obschon auch nicht entfernt mehr soviel los ist wie vor dem Krieg. New York war schon vor dem Kriege sehr ruhig. Seit der Prohibition ist auch St. Francisco, verglichen mit früher, die reinste Musterstadt geworden. Auch in Rio de Janeiro wurde stark gebremst. Am meisten los ist eigentlich heute noch in Marseille.

J a g d a u f L e b e r t r a n

Matrosen sind deshalb der Ausbeuterei so stark ausgesetzt, da sie gewöhnlich mit grossen Summen ans Land gehen.

Besonders viel Geld haben die Walfischfänger, wenn sie ans Land kommen. Ein Walfischfänger muss sich gewöhnlich für zwei Jahre verpflichten. Die Mannschaft wird in Prozenten des Ertrages bezahlt. Natürlich liess ich mich auch auf

einen Walfischfänger anwerben. Ich hatte aber bald genug davon. Der ewige Tranggastank machte mich beinahe krank.

Walfische fangen ist noch ziemlich gefährlich. Man schiesst den Walfisch vom Walfischfänger aus mit einer Harpune, welche einen grossen Widerhaken trägt. Die Harpune ist an einem Seile befestigt, das auf dem Deck liegt, sodass es sich ohne Hemmung abrollt, wenn der Fisch davonschwimmt. Die Hälfte der Mannschaft ist in einem kleinen Boot und fasst den Strick. Ein Walfisch zieht ein kleines Boot oft mehrere Meilen weit mit sich, bis er eben müde ist. Ist man nahe genug, so schiesst man auf den Fisch mit Gewehren. Das Gefährliche liegt nun darin, dass der Walfisch manchmal versucht, mit dem Schwanz das kleine Boot zum Umkippen zu bringen. Man muss denken, dass ein Walfisch die Länge eines grossen Zimmers hat. Um den Fisch am Sinken zu verhindern, wird er mit Luft vollgepumpt und das Loch wieder überklebt, ähnlich wie ein Veloschlauch. Dann wird er an die Seite des Walfischfängers gezogen und sozusagen im Wasser geschlachtet. Man behält nur das Fett und das Oel, alles andere wird ins Meer geworfen.

Ein Matrose bei einem Walfischfänger erhält bei der Auszahlung, wenn er Glück hat, nicht selten bis zu 6000 Franken. Mir selbst wurde die Sache aber, wie gesagt, so ungemütlich, dass ich an der ersten Walfischstation, bei welcher wir anlegten, desertierte.

D a s f r e i e s t e L a n d d e r W e l t

Von Südamerika fuhr ich wieder zurück nach St. Francisco. Dort erzählte mir jemand, es gebe in Californien Bäume, welche 10 Männer mit ausgespannten

Armen nicht umfassen könnten. Da ich das kaum glauben konnte, beschloss ich, selbst hinzureisen, um mich persönlich zu überzeugen. Der Mann hatte tatsächlich nicht gelogen. Ich arbeitete dort einige Wochen als Holzfäller, als Lumberjack. Die Arbeit war sehr anstrengend, aber interessant. Noch jetzt erinnere ich mich an den eigentümlichen Geruch der frisch gefällten Baumstämme.

Amerika nach dem Krieg gefiel mir aber nicht mehr so gut wie das Amerika vor dem Kriege. Das Land hatte sich vereuropäisiert. Früher ging es viel demokratischer zu. Auch die reichsten Leute gingen im Sommer ohne Rock auf der Strasse, und in den Bureaus war es allgemein üblich, die Füsse auf das Pult zu halten. Jetzt ist ein reservierter, undemokratischer Geist in die Staaten eingezogen, der ihnen viel vom alten Reize genommen hat.

Ich blieb deshalb nicht lange dort, sondern ging wieder auf die See, und zwar fuhr ich nach Algier. Algier ist das freieste Land, das ich heute kenne, und deshalb ist Algier mein Lieblingsaufenthalt geworden. Dort ist immer Betrieb. Schon morgens um fünf Uhr geht in der Strasse, wo ich gewöhnlich wohne, der Lärm los und dauert bis abends. gearbeitet wird auch nicht übertrieben viel, man hetzt sich nicht zu Tode. Ich muss mich sogar immer zwingen, dass ich nicht schneller arbeite als die andern.

Die schönste Zeit ist dort der Frühling, März, April, Mai. Ich kann nicht begreifen, warum nicht mehr Leute von der Schweiz aus dorthin in die Ferien gehen.

Letzthin sagte ich zu einem Kollegen :

« Ich glaube, ich gehe nächsten Winter wieder nach Algier. »

Daraufhin meinte er : « Du hast es schön, ich würde auch gern gehen; aber ich habe kein Geld. »

Als ob es dazu viel Geld brauchte ! Die Reise kostet 3. Klasse ja nur ca. 70 Franken, ich selber bezahle natürlich immer nur 4. Klasse, esse und schlafe aber 2. Klasse. Ich kenne eben die Schliche; ich gebe dem Steward ein Trinkgeld, dann lässt er mich im Lazarettzimmer oder einer leeren Koje oder in einem Mannschaftsbett schlafen.

Die grossen Hotels in Algier, wo die Engländer sind, verrechnen natürlich Luxuspreise; aber die kleineren Hotels sind sehr billig und dazu noch viel interessanter, wenn sie auch kein laufendes Wasser haben. Natürlich muss man in diesen Restaurants nicht à la carte essen, sondern das Menu. An diesen kleinen Orten ist man auch viel ungenierter. Es kommt nicht darauf an, ob man das Messer etwas tiefer oder weniger tief in den Mund stösst.

* * *

Und jetzt ist es schon beinahe ein halbes Jahr, dass ich wieder in der Schweiz bin. Ich habe mir ein schönes, kleines Segelboot gekauft. Damit bin ich tagelang auf dem See. Aber eigentlich ersorge ich die schöne Jahreszeit, die jetzt kommt.

Da packt mich wieder die alte Wanderlust.

Vielleicht gehe ich eines schönen Tages doch wieder fort. Nach Algier oder nach Neuseeland. Ich kenne in Neuseeland wunderbare Plätzchen. Und jagen kann man dort — — —.

E N D E